

...

Sie stand im Pappelkreis vor einer Sitzbank in einem grauen Mantel, hielt die Hände in den Taschen vergraben und blickte in die Wellen. Bei meinem Herannahen schwenkte sie den Kopf mir zu und drehte ihn zur anderen Uferseite hin. Die Haut an Gesicht und Hals war blaurot vor Kälte. Sie säuselte leise: Hai. Ein verzerrtes Lächeln entgleiste ihren Lippen. Gude, wie? rief ich, so kumpelhaft wie mit dem Leichtbuckligen auf der Straße. Unser Schweigen paarte sich.

Wir schauten dem trüben Wirbeln des Wassers zu, dem Treiben der Möwen am Kai, den träge an Ketten schaukelnden Schiffen. Dann schauten wir zu, wie Möwen Striche auf die Leinwand des Himmels zeichneten, wie Transportschiffe vorbeituckerten, wie das Wasser bucklig wurde, wie wir uns im Augenschein hielten. An ihren Lackschuhen klebten zermalmte Blattreste von den Promenadenbäumen und Schlammkrümel.

Weißt du noch, wie ich heiße? fragte sie mit Spottspuren auf den rosa geschminkten Lippen. Nein, gab ich freimütig zu. Sie lachte und schien damit Traueranflüge um die Mundpartien zu verwischen, wühlte eine Weile mit ihren Blicken in meiner Unsicherheit. Ich bin Christa. Ich Dario. Weiß ich doch schon. Spott lag über der Schicht des Lippenstiftes, krümmte die Mundwinkel.

Dario Binachi, ergänzte ich trotzdem. Der Wind wedelte mir ihr Parfüm in die Nase, süß und bestechlich. Als sie sich schneuzte, beglotzte ich wie ein Voyeur ihre wulstigen, weißen Finger. Dann verlängerte ich den Blick zu ihren ährenblonden Haaren und zu den aus dem Mantel lugenden Beinen. Ein Impuls sagte mir, zu viel gewagt zu haben. Ich blickte erneut in die unvermeidliche Landschaft. Gehen wir spazieren? Kaffee trinken? fragte ich, um mich aus der Unbeholfenheit herauszufischen. Onkel Heine? Café Pantsch? Spazieren, sagte sie.

Wir gingen den pfützigen Weg rheinaufwärts; den Weg, der meinen Rundgängen Gesellschaft leistete, wenn ich die Familie, die Pitzens oder die Freunde nicht mehr ertragen konnte. Die scheinbar verschlafene Landschaft mit den entgrüneten Bäumen und den verkrümelten Grasflächen störte mich jetzt, wie mich der hergeblasene Fäulnisgeruch vom Ufer störte. Ich fragte mich, wie es wäre, Christas fremden Geruch eine ganze Nacht zu riechen. Dabei versuchte ich mir vorzustellen, wie es wohl wäre, wenn ich hinter die Süße und Bestechlichkeit ihrer Parfüms käme.

Wir blieben uns während des Spazierens fern; unzählige Versuche, Anknüpfungspunkte zu finden, indem sie dies und ich jenes ansprach, schlugen fehl. Da sie aus dieser Welt stammt, muß ich von einem anderen Stern kommen, erklärte ich es mir. Doch ihr Geruch war authentisch und nah, und vielleicht hätte ich den Mut und die Kraft gehabt, ihn für unzählige Nächte zu schnuppern.

Am Ende des Promenadenweges, kurz vor dem Café Pantsch, verabschiedeten wir uns und versprachen, unsere Begegnungen fortzusetzen.

Mehr verstört als glücklich betrat ich das Café und bestellte ein Kännchen. In einer Ecke parlierte ein Paar, das Christa und ich hätte sein können; Wörter lösten sich mit Lippenberührungen ab. In meinem Neid versuchte ich mich zu überzeugen, daß Christa nicht mein Typ war, daß ich womöglich nicht zu ihr paßte. Einige ältere Paare saßen im flurähnlichen Vorraum, an der Coca-Cola-Uhr mit ihren unaufhaltsamen Zeigern und dem Keramikhahn; ich hatte sie schon am gleichen Platz gesehen und registrierte, daß sie mich mit einem Kopfnicken begrüßten, um laut über das kalte Wetter und das bevorstehende Weihnachten zu sinnieren. Nach und nach schienen sich die Hüttenheimer mit uns abzufinden, sie grüßten auf der Straße, sprachen mit uns, nahmen uns an. Nur was hatte ich, abgesehen von meinem unersättlichen Hunger nach dieser Sprache, ihnen zu sagen?

Pantsch servierte mir in bewährter Freundlichkeit den Kaffee und begann, sich mit mir zu unterhalten. Natürlich erkundigte er sich nach dem Wohlbefinden Vincenzos, und ich erklärte ihm, daß er in der Metropole sei; die Lehrerstelle tue ihm gut, Hüttenheim aber auch, da er weiter hier wohnen wolle. Pantsch schmunzelte in das Geschmeicheltwerden hinein, sprach von obligatorischen Orten, die man, wenn man schon in diesem Land lebte, aufsuchen müßte, wollte man was gesehen haben, und nannte Touristensehenswürdigkeiten. Ich rechtfertigte mich: Deutschland egal Fabrik; doch ich wußte, daß sein Hinweis stimmte.

In meine Verstimmung versunken, Christa nicht lieben zu können, lag es mir fern, Freunde aufzuspüren oder nach Hause zu gehen. In verknoteten Momenten benötigte ich stets Einkehr, so wie meine Lungen Sauerstoff und die Fische Wasser brauchten. Indes waren der Rhein und das Ufer vorbelastet, meine Sinne wollten andere Wege. Ich schritt dem Wald zu, das Städtchen schnurstracks durchquerend.

Heinrich schichtete eine Holzscheite an der überdachten Hauswand um. Er winkte breitarmig, schloß das verschnörkelte Eisentor auf, ohne nach meinem Ansinnen zu fragen, rief: Meine Eltern sind nicht da. Komm rein.

Er führte mich durch ein riesiges Wohnzimmer, das einem Jägermuseum glich, und eine Holztreppe hinauf zu den oberen Zimmern. Dann liefen wir einen Flur entlang, mit Porzellantieren in den Ecken und ausladenden Pflanzen. Am Ende des Flurs lag Heinrichs Zimmer. Sofort zeigte er mir den Plattenspieler und das Tonband und tischte mir seine gescheiterte Sehnsucht, Musiker zu werden, auf. Ich sah die Fotos seiner Adoptiveltern an der Wand und betrachtete das versengt lächelnde Gesicht des Vaters und die verloderten Weißhaare über einer patinierten Stirn. Während Heinrich unablässig Erklärungen über sich und seine Sehnsüchte gab, sah ich mir das vollbackige Gesicht der Frau an, die plissierten Linien über der molligen Nase, die hoffnungslosen Augen. Heinrich stand als Kind in verklärter Fotoaura auf der teakfarbenen Anrichte. Meine Blicke glitten über den Massivholzschrank, das gewichtige Bett mit den Verzierungen an der Kopfseite und die Wände, wo massive Keilrahmen mit bäuerlichen Landschaften hingen. Ein Ovalrahmen umfaßte violette Blumen. Ich hatte Mühe, mir Heinrich darin vorzustellen.

Abwechselnd ließ er das Tonband und den Plattenspieler laufen, die Beatles und Peter Alexander, die Melodien von Radio Luxemburg. Er sagte: Das ist mein Lieblingslied, und legte Freddy Quinn auf; in Begleitung fetter Klänge sang er *Morgen beginnt die Welt, laß uns den Weg gemeinsam gehen...*

Heuchlerisch nickte ich ihm zu, rief: Dein Zimmer ist toll, und er gab entgeistert zurück: Willst du mich vergackeiern?

Um zu gehen, schützte ich jene Verabredung vor, die mich bereits enttäuscht hatte. Er führte mich enttäuscht hinaus, und erst jetzt nahm ich den großen Garten, den belaubten Teich, die hohen Fichten und Kiefern und die Gartenzwerge wahr. Den schmalen Weg zum Wald hinauf sah ich nur vom Eisentor.

Dichte Wolken hatten den Taunus wattiert. Die Dächer glitzerten feucht. Ich wußte nicht mehr, welche Farbe Christas Mantel gehabt hatte, doch an den Geruch ihres Parfüms erinnerte ich mich so genau, daß ich ihn flugs wiedererkannt hätte. Anstatt unentwegt irgendwohin zu fliehen, beschloß ich kurzerhand, in die Wohnung zurückzukehren und mich unter der Bettdecke zu verkriechen.

Ach! Wenn die Kinner nur da wärn! seufzte Hanne, als sie mich im Treppenhaus hörte. Ich ließ mich in die Küche ködern. Mir war eingefallen, daß Weihnachten bevorstand, für die Hüttenheimer das wichtigste Fest des Jahres, viel wichtiger als das Jahresfest im Juni. Daß seit drei Jahren Lisbet und Heinz bei den Zeremonien des Heiligen Abends fehlten, fühlte es sich wie die schlimmste Katastrophe, die einer deutschen Familie passieren konnte.

...

Des sag ich dir! sprach Hanne, des is nie gut, wenn die Kinner nit nach Haus derfe! Was machen, muß! sagte ich mit der hinnehmenden Entschiedenheit der Fabrik, wie ich sie hinreichend gelernt hatte. Hanne wirkte brüskiert. Sag omo, is nit 'ne Schande, die Bescherung ohne Kinner?

Am Heiligabend hatte ich das Vergnügen, den Voyeur in mir herauszukehren. Nach vier sah ich Horst, wie er aufs Fahrrad sprang, den Anhänger hintendran. Und wie er mit einem ärmlich begrünten Weihnachtsbaum und einigen losen Ästen zurückgestrampelt kam. Er schwenkte das Bein vom Rad, lud den Baum ab, rieb sich die Hände warm und erklärte, daß er ihn spottbillig gekauft habe, ja fast umsonst. Jedes Jahr mache er es so.

Beim diesem Anblick zeigte ich mit den Augen auf das Haus und wiederholte mich: Horst, warum du machst das? Er zog die Augenbrauen hoch, grinste: Du Onassis, ich armer Mann.

Warum, biste arm worden? ...

Indessen hatte Horst etwas von sich gegeben; in meinen Ohren hallte noch ein Satz mit dem Wort *Lebensabend*. Was ist des, Lebensabend? Ich lachte, wobei ich mir eine *Lebensnacht* vorzustellen versuchte.

Er erklärte sich und erklärte. Von Entbehrungen inmitten der Lebensmöglichkeiten. Seine Pupillen hatten sich verhärtet, seine Stimme. Indes hatte er aus dem Gartenschuppen eine Autofelge geholt, die er zum Weihnachtsständer umgebastelt hatte, steckte den Baum in ein in der Felgenmitte verschweißtes Rohr, holte den Bohrer aus der Werkstatt, bohrte in den Stamm einige Löcher, steckte die Äste hinein, befestigte sie mit Schrauben, begutachtete von weitem, ob noch Lücken zu sehen waren, und da es so war, schnippte und flickte er noch eine Weile herum. Anschließend lackierte er die Verbindungsstellen, wohl in der Absicht, das Geflickte nicht ins Auge springen zu lassen. Das tat es erst recht.

Danach konnte ich die Metamorphose mit dem schmucken Umhang über den Felgen, dann mit den Kugeln verfolgen, an denen stellenweise der Glanzlack abgegangen war. Hanne und Elli befestigten sie mit Draht, die Lacksprünge nach hinten, und hängten den Schmuck auf, bis der Baumkrüppel recht ansehnlich erschien.

Die Bescherung selbst gehörte zum Intimbereich, und ich durfte sie nicht live erleben. Hanne, die notorische Verräterin, plauderte jedoch jene Szenen aus, die die Vorstellung eines Fremden beflügelten. Die Austeilung der kleinen Geschenke als etwas Unvermeidliches: eine Schürze für Elli oder für Hanne Amizigaretten. Und erst recht die Höhepunkte! Horst habe, innerlich gerührt, die Platte mit Weihnachtsliedern auf den Plattenspieler gelegt. Dann habe er die Familienmitglieder zum Mitsin-

gen angefeuert und dabei jedes Lied falsch angestimmt. Schließlich habe er sich in der seligen Stimmung aufgelöst, so daß ein Tränenbach über sein beseeltes Gesicht geströmt sei. Was sie selbst und Elli anbelangte, erfuhr ich von ihr allerdings nichts.

...

Christa hatte mich noch nicht versetzt, verspätete sich jedoch bei unseren Rendezvous. Ich verstand sie nicht. Ich verstand nicht, wenn sie rief: Wenn du denkst, ich wäre eine von denen, die... Ich verstand meine Verwirrung nicht, die von Begegnung zu Begegnung zunahm. Ich strudelte ins Nichtverstehen hinein wie in stürmische Gewässer, und verschlimmerte unsere Begegnungen damit, daß ich sie berechnend belog. Ich sah, wie sich meine Lügen auf ihrem Gesicht in Muskelbewegungen transformierten, wie ihre Augen den Groll markierten. So fühlte ich vage, daß ich mich von meinen Verwirrungen zu trennen hatte.

Bei unserem letzten Treffen gingen wir nicht zur Trauerweide, die gerade austrieb. Mit dem beginnenden Frühling wurden die Tage länger, und die Promenade füllte sich mit sonntagsverkleideten Frauen, die ihre Kinder und Männer ausführten. In der stillen Übereinkunft, die Trauerweide zu meiden, stellte ich mir in plumper Poesie vor, die Rutenzweige zum Flechten der Enttäuschung zu verwenden. Wir fanden Plätze zwischen Baumgürtel und Rheinufer; dort trafen wir sandige Stellen. Aber zwischen uns hatte sich etwas Entscheidendes verändert. Ich konnte nicht ausmachen, was, wohl aber das Ausmaß der Kälte und der Erschöpfung, die dem Begehren folgten. Es war inzwischen zum Ritual geworden: Nach dem Sex tauchte in mir ein Gefühl des Verlustes auf. Als ich mich einer zurechtgebastelten Beichte unterzog, mußte ich mir eingestehen, daß sogar Christas Duft aus meiner Nase verschwunden war. Die mir liebsten Orte hatte ich auf der Stammgabelung der Trauerweide beschnuppert, um ihren Hals, hinter ihren Ohrringen, unter dem Kinn; jetzt aber schnupperte ich ins Uferlose. Ich suchte nach Reue, nach Schuld, verspürte *rimorsi*.

Im Wörterbuch fand ich die Übersetzung von *rimorso* mit Gewissenbiß. Das Gewissen beißt, hast du das gewußt? rief ich mir zu, um zu entdecken, daß das Wort auch Wiederbiß hätte bedeuten können. Das Gewissen beißt und frißt dich weg, die Kälte beißt, die Liebe beißt. Oder der Wiederbiß.

Dann kam es. Wir spazierten am Ufer, Steine, Unrat, Fische beäugend. Ich grübelte darüber, was ihr an mir nicht gefiel. Erneut ertappte ich mich dabei, wie ihre negativen Eigenschaften mir schleichend ins Auge gingen, ich sie aufsammelte und in mir gewähren ließ. Nur ihre

Ährenblondhaare, ihre azurnen Augen und ihre typische Bewegungen verharren in mir als Exotik und zogen mich unaufhaltsam an.

Es dämmerte; ein feurgelber Streifen sättigte den Horizont über den Feldern und Wiesen am anderen Ufer; von ihm deutlich getrennt meine Erfahrung des gelblichblauen Himmels. Plötzlich konnte ich ausrufen: Ich habe Angst gegen die Liebe!

Verwundert über das Gelingen, Initiative zu ergreifen, eine Fähigkeit, die ich in mir noch nie hatte erkennen können, sah ich Christa lachen, ein verrostetes, vom vergangenen Winter nicht niedergestrecktes Blatt vom herabhängenden Ast abrufen. Sie machte Geräusche mit der Kehle. Angst gegen die Liebe?

Wie heißt es genau: Angst *gegen, mit, vor* Liebe?

Sie lachte und lachte. Zerrupfte das Blatt, bis ein Gerippe auf ihren Fingern lag. Angst und Liebe? Ja, ja, sagte ich. Dann sagte ich nichts mehr, begrub mich in einem kiesigen Schweigen.

Und Haß? wollte sie später wissen. Das Blattgerippe hatte sie längst hinter sich gelassen; nun fixierten ihre Blicke aufkeimende Grasbüschel unweit der Bäume.

Nein, sagte ich. Oder ich weiß nicht. Und ich befragte mich, ob ich, als Mann, nur an das eine dachte. Ich sah hinauf, sah die Äste das Licht ausstanzen und hatte das Gefühl, daß das Licht den Haß verstärken könnte. Ja oder nein: Ihre Fremde wurde mir vertrauter und tat weh. Wie sie mich ansah, wie sie auf mich horchte und schwieg, hörte ich mein Schweigen in ihrem Schweigen.

Danach kam sie zweimal nicht zu unserer Verabredung, und als ich sie einige Wochen später vor Pantsch stehen sah, als wartete sie auf jemanden, tat sie erst, als sehe sie mich nicht. Vielleicht um meinen Avancen zuvorzukommen, sagte sie dann, sie habe jetzt einen anderen Freund. Sie betonte: Ein Deutscher. Ich wußte mit dieser Betonung nichts anzufangen, wohl aber mit der Tatsache, daß sie von mir nichts mehr wissen wollte. Vielleicht war der Freund vorgelogen, eine unserer vielen gegenseitigen Lügen, vielleicht war er vielversprechend, nagelneu. Sie sagte auch, bevor ich ging, daß sie in die Stadt ziehe. Ob allein oder mit ihm oder nur, um meine Gelüste endgültig abzuschütteln, wußte ich nicht, fragte ich nicht.

Alles in allem war ich schwer erleichtert und leicht beschwert. Beschwert, weil Initiative zu ergreifen eben nicht meine Stärke war; und in der Leichtigkeit, ohne Initiative zu leben, versteckte sich Macht, viel Macht.

...